



## „Huch— was machste hier eigentlich?“

EIN GESPRÄCH MIT THOMAS C. BREUER

Thomas C. Breuer— Kabarettist, Schriftsteller, Reisender— ist nach einigen Kritikern „anregend und bekömmlich wie eine Tasse Espresso“ (*Pforzheimer Zeitung* 1.3.1997) und „virtuos, witzig und blitzgescheit“ (*Aargauer Zeitung*, 5.3.1999). Neben seiner CD *Quatsch, ich mein's ernst* (1998) hat er mehrere Bücher veröffentlicht. Das neueste— *Stadt Land Blues* (Augsburg: Maro-Verlag, 2000)— bietet „[. . .] die Momentaufnahme eines merkwürdigen Landes“— nämlich die der Bundesrepublik (Breuer). Nach seinem zweiten erfolgreichen Kabarettabend im Max Kade Zentrum an der Universität Cincinnati führte Monika Hohbein-Deegen das folgende Interview mit Herrn Breuer bei einer Tasse Kaffee in seinem Lieblingscafé: Starbucks.

**FOCUS:** Wie wird man zu einem Kabarettisten?

**Breuer:** Relativ unbeantwortbar die Frage, weil man sich das schlecht vornehmen kann. Es gibt ja keine Ausbildungsgänge, Studien— es gibt mittlerweile einen Studiengang Kabarett irgendwo in Berlin. Ich bezweifle aber, daß man das lernen kann. Das hat man entweder, oder man hat es nicht. Ich bin es eher zufällig geworden. Ich sehe mich auch nicht als Kabarettisten im strengen Sinne. Also, ich mach das ja nicht wie Kollegen, ich komme weder vom Schauspiel her, noch mach ich so'n Kabarett, das auf theaterstückähnlichen Geschichten basiert, wo einer volles Ensemble, volle Geschichte abliefern. Sondern ich stehe als ich selbst auf der Bühne, also ich schicke niemanden vor. Bei mir war es einfach so, daß ich halt vom Schreiben komme, und das ist das Wichtigste. Dann habe ich gemerkt, ich bin der beste Interpret meiner Texte. Irgendwann hatte ich Glück und ein Freund von mir, der damals in Deutschland in den späten siebziger Jahren Liedermacher war, der hat gesagt: „Du gehst jetzt mit mir auf Tournee, machst in meinen Konzerten für eine halbe Stunde Programm.“ Und so geschah es. Der hat mich überall mit hingeschleift, und irgendwann habe ich mir gedacht, im Interesse dieser Freundschaft muß ich mich jetzt mal

selbständig machen. So geschah es, und dann habe ich angefangen, selber meine Auftritte zu buchen, ich hatte ja nun auch Kontakte und Erfahrungen. Und irgendwann blickt man um sich und denkt: Huch— was machste hier eigentlich? Und so hat sich das dann entwickelt. Also, ich würde mich aber nicht als klassischen Kabarettisten bezeichnen. Ich habe mit der Szene auch nur mitunter Berührungspunkte. Das hat auch Nachteile, nämlich daß einen keiner in der Szene so richtig ernst nimmt und daß man irgendwie versuchen muß, seine eigenen Lieder aufzumachen.

**FOCUS:** Sie sind auch Autor. Wie bringen Sie beide Beschäftigungen zusammen, was unterscheidet beide voneinander?

**Breuer:** Unterschiede gibt es in der Herangehensweise an Texte. Wenn man denkt, es könnte ein Text für die Bühne werden, schreibt man viel mehr akustisch. Man denkt daran, wie es klingt, wie es tönt, was man daraus machen kann, wo man damit hingehen kann, wie man mit Dialekten, Tonfällen, verschiedenen Personen jonglieren kann. Man muß Pointen bauen, man muß Bögen bauen, mit bestimmten Rhythmen arbeiten.

Wenn man Bücher schreibt, Romane, Kurzgeschichten— kann man sich mit solchen Mätzchen nicht retten. Da muß man denken, wie bau ich das auf und welche Technik versuche ich anzuwenden, wobei ich sagen muß, ich bin völliger Autodidaktiker, ich habe also nie studiert. Ich finde, in Deutschland kommen die meisten Schriftsteller ja von der Uni und das merkt man deutlich. Ich finde, daß denen oft die Nähe am Leben fehlt, daß es denen an echten Erfahrungen mangelt und daß alles konstruiert ist und sehr viel Wert auf Formalien gelegt wird. Und ich habe da eine völlig andere, naive Herangehensweise.

Aber wie gesagt, wenn ich für die Bühne schreibe, ist es komplett anders, und da gibt es auch bestimmte Limits, die man einhalten kann, zeitlich— wie lang kann man so ein Stück machen, während man bei Kurzgeschichten oder Romanen eine ganz andere Rhythmik hat. Das ist auch schwer, von einem zum anderen zu gehen, also es ist nicht leicht, aus einem Roman in einen kurzen Text zu gehen und umgekehrt, wenn man jahrelang keine längeren Texte geschrieben hat, sich überhaupt mal wieder einem ganz anderen Denkrhythmus zu unterwerfen, mal das Tempo rauszunehmen. Es fordert Charakter. Es hat alles Vor- und Nachteile. Ich hab mir das so ausgesucht und das ist zufällig so gekommen.

**FOCUS:** Waren Sie zuerst Autor oder...

**Breuer:** Schreiben ist immer das Wichtigste bei mir. Ich war zuerst Autor, also in der Schule war das mein Überlebensmittel. Ich habe mir alles von der Seele geschrieben, was mich bedrückt hat, und es war auch das, mit dem ich auffallen konnte in der Schule, weil ich mit Sport und Naturwissenschaften nicht angeben konnte, und irgendwas muß der Mensch haben zum Angeben, sonst geht er unter. Und bei mir war es Schreiben. Ich habe für Schülerzeitschriften geschrieben, wie das viele halt machen, und es war mir immer das Wichtigste. Alles andere kam danach.

**FOCUS:** Wie charakterisieren Sie die Funktion, die das Kabarett in der DDR inne hatte? Gab es da Unterschiede zum westdeutschen Kabarett?

**Breuer:** Mit Sicherheit. Also ich weiß so wenig darüber, obwohl ich früher mal eine Sendung moderiert habe im Westdeutschen Rundfunk, die immer DDR-Kabarettisten zu Gast hatte, also auch lange vor der Wende, schon Anfang der achtziger Jahre waren Kabarettisten aus der DDR da. Es ist klar, daß es in einem anderen Gesellschaftssystem eine ganz andere Funktion hatte. Ich glaube auch, daß die Zuhörer in der DDR wesentlich besser zuhören konnten, weil sie darauf angewiesen waren, auf Zwischentöne zu achten, zwischen den Zeilen zu lesen. Die Westler mußten nie diese Gabe entwickeln. Es ist komplett unterschiedlich.

Mittlerweile ist es so, daß man bei Ensembles aus der DDR, aus Ostdeutschland, aus den neuen Bundesländern, wie man so schön sagt, deutlich merkt, daß die immer noch mit der Sprache besser umgehen, daß sie aber formal rührend, umständlich bis altmodisch sind. Es ist auch ein großes Problem für die— entweder sind sie ganz avantgardistisch und machen völlig abgehobenes Zeug, oder aber sie sind wie die Ensembles steckengeblieben in den siebziger Jahren. Viele Veranstalter schlagen die Hände über den Kopf zusammen und sagen: „O je— da kommen die wieder, die *Diemel* . . .“ oder so. Es gab aber mal ein Duo *Sommerschein* zum Beispiel, völlig abgedrehtes Zeug, auch literarisch hochstehend und wortgewandt und all das. Ich glaube, daß diese Kultur sehr gut gepflegt wurde. Das ist im Westen nicht so, also da gibt es nur ganz wenige, die auch so langsam aus- oder wegsterben. Ich gehöre daher einer aussterbenden Zunft an.

Das geht immer schneller— Comedy, schnelle Witze, unter der Gürtellinie auch gern, und die Medien spielen da auch eine große Rolle, weil sie das einkaufen und fordern.

**FOCUS:** Sie bezeichnen das Kabarett als Kleinbühnentheater. Könnten Sie uns das etwas genauer erklären?

**Breuer:** Der Name sagt's eigentlich. Es ist ein relativ kleiner überschaubarer Kreis von sowohl Künstlern als auch Veranstaltern als auch Besuchern. Und es wird nicht unbedingt mehr. Das Kabarett nimmt ab. Es gibt mittlerweile im Comedy-Bereich Leute, die sind Hallenfüller, also da gehen 3000 bis 4000 Leute in die Halle— auf so einer Ebene verbraucht sich das auch relativ rasch. Unsereins wird selten über die 100 bis 200 Zuschauergrenze hinwegkommen. Es gibt viele Theater, die einfach auch so aus technischen, feuerpolizeilichen, steuerlichen Gründen so konzipiert sind, daß sie nur 99 Plätze haben, die wollen 99, weil, denn für alles, was darüber liegt, muß man einen Feuerwehrmann einstellen usw. Das kostet alles Geld. Das Geld ist nicht mehr so locker— wenn ich das gewußt hätte... Vor 15 Jahren haben Stadtverwaltungen ihren Kulturetat nur so rausgeblasen, und man hat Gagen gekriegt, wo es einem heute das Wasser in die Augen treibt. Viele müssen sich selber tragen, Zuschüsse sind gestrichen worden, viele Bühnen wurden zugemacht, entweder aus finanziellen Gründen oder weil es nicht mehr so zeitgemäß ist. Es ist eine radikale Minderheit, die ins Kabarett geht— Mittelschicht meistens, sehr oft Lehrer, Apotheker, diese Abteilung. Mittlerweile machen auch viele Klubs so eine Art Erlebnis-Event, Funcharakter, wo man also irgendwie das Glas Sekt mit dem Eintrittsgeld mitkauft, und wo man sich abends mal so ein bißchen zeigen kann. Es gibt viele Bühnen, auch auf dem Land, die das mittlerweile machen, weil sie gemerkt haben, daß sonst die Leute überhaupt nicht mehr kommen. Also, wenn die sich nicht selber ein bißchen feiern können, da bleiben sie lieber zu Hause.

**FOCUS:** Woher erhalten Sie für Ihre Themen die Inspirationen?

**Breuer:** Augen auf, Augen auf, Ohren auf, oft durch Zeitungsartikel aus Zeitungen und Magazinen, wo man denkt— das ist doch irgendwie ein gesellschaftliches Thema, ein Trend, der sich da abzeichnet. Man spinnt es alleine los im Kopf. Ich kann mich auch oft gar nicht retten. Ich habe

sowieso sofort viele Assoziationen beim Reisen, beim Schreiben, was aber auch vielleicht damit zusammenhängt, daß ich viel unterwegs bin, das kann schon der Grund sein, es hört nie auf.

**FOCUS:** Sie touren hauptsächlich in Deutschland, in der Schweiz und in Nordamerika. Wie unterscheidet sich das jeweilige Publikum? Wo treten Sie besonders gern auf?

**Breuer:** Es gibt keine Unterschiede. Man kann fünf Tage im selben Laden spielen, und man hat jeden Tag ein anderes Publikum. Von der chemischen Zusammensetzung her, von der Reaktion her, von allem. Man ist auch nicht fünf Tage hintereinander in der selben bestechenden Form, was sich da auf sublimen Ebene überträgt. Wenn man zum Beispiel schlechte Laune hat oder krank ist— es übertragen sich unglaublich viele Botschaften auf der Bühne, nicht nur, was man sagt, sondern wie man steht, wie man sich verhält, wie man sich bewegt usw. Das ist der berühmte Funken, der entweder überspringt oder nicht. Es ist eine Vielzahl von Informationen.

Ich bin zur Zeit sehr gern in der Schweiz, weil das ein sehr aufmerksames Publikum ist, da Deutsch für die eine Fremdsprache ist und sie daher sehr genau hinhören. Ich habe ein ganz spezielles Schweizprogramm. Ich finde, man muß den Leuten schon was anbieten, wo sie andoggen können. Ich habe hier in Amerika auch ein paar Sachen, die ich speziell nur hier mache, sonst nirgends, weil ich finde, wenn die Leute Vergleichsmöglichkeiten haben, da können sie sich ausrechnen, wie die anderen Texte sind, wie die funktionieren.

Das amerikanische Publikum ist natürlich etwas zurückgenommener, weil es halt oft Schüler sind, die nicht so viel verstehen, die dich dann mit großen runden Augen angucken und denken: „Was erzählt der uns da eigentlich?“ Einige sind da etwas überfordert, aber es ist egal, wenn sie so den Grundton der Botschaft mitkriegen— das reicht oft schon.

**FOCUS:** Könnten Sie vielleicht etwas über Ihr Programm *Quatsch, ich mein es ernst* erzählen? Möchten Sie damit etwas erreichen?

**Breuer:** Das habe ich mir abgewöhnt. Ich glaube nicht, daß man mit Kabarett etwas erreichen kann, sonst wär es verboten. Was man erreichen kann ist, daß die Leute lachen, daß es ihnen gut geht, daß sie vielleicht die eine oder andere Idee aufgreifen, oder daß sie vielleicht denken, wenn man

genauer zuhört, kriegt man ja mehr mit— das kann sein. Man darf aber die Erwartungen nicht so hoch schrauben, sonst wird man fürchterlich frustriert. Und das hat keinen Wert, und das tue ich mir auch nicht mehr an.

Bei diesem *Quatsch, ich mein es ernst* geht es halt schon darum— ich habe immer mehrere Sachen, nie ein Generalthema, sondern es ist, wie der Name schon sagt, daß ich eigentlich gar keine lustigen Sachen schreibe, wenn man mal genau hinguckt. Mir hat neulich ein Kollege eine Email geschickt und darin gesagt: „Dein Buch, na ja, lustig ist es ja [. . .]“. Da hab ich mich zurückgemeldet und hab gesagt: „Das siehst Du falsch. Es mag zwar lustig sein, ist es aber nicht, ist nur so als Tarnung.“ Ich habe als Generalthema immer, daß die Leute zu wenig hinhören, daß sie, weil sie sich mit Sprache nicht mehr auseinandersetzen, auch mißbraucht werden können, mit sich machen lassen, was andere wollen. Es handelt auch von Humor, wie Humor funktioniert, wie Witz funktioniert, und wozu das gut sein kann, wozu es auch nicht gut sein kann. Es geht viel um Humor, ums Lachen an sich. Ich spiele auch ein bißchen mit Klischees rum, die es über die Deutschen gibt, weil die Deutschen doch wirklich, und das ist auch eine Botschaft hier für's Ausland, gar nicht so verbohrte sind, sonst könnte ich nicht von dem Beruf leben, und es gibt Hunderte von Kabarettisten in Deutschland. Wenn die Deutschen keinen Humor hätten, würden die nicht dahingehen, weil sie es nicht begreifen würden.

**FOCUS:** Wie unterscheiden Sie sich vom Kabarettisten im klassischen Sinn?

**Breuer:** Erstens machen die ihre Sachen auswendig. Zweitens schieben die oft Personen vor, also Rollen, die sie darstellen. Es gibt da auch leider oft nur ein sehr eingeschränktes Repertoire, oft Hausmeister, oft Putzfrauen— schrecklich, ganz schrecklich, da krieg ich die Krise, wenn ich das nur sehe. Manche erzählen Geschichten, die kommen vom Schauspielen her, die lassen auch andere für sich schreiben. Für mich zu schreiben ist das Wichtigste, alles andere ist nur Zugabe. Mir ist es nicht wichtig, einen Text auswendig zu lernen, ich hasse es sogar gerade. Deshalb mache ich es auch nicht. Das ist halt schwierig für andere Leute, mich einzuordnen— wo steck ich den Kerl hin? Das ist aber nicht mein Problem. Manchmal schon— deswegen habe ich auch noch keinen Kleinkunstpreis gekriegt, weil sie nicht wissen, ist das nun Kabarett oder

eine Lesung? Nun, das ist doch scheißegal, denke ich mir.

Kabarettisten haben oft eine andere Herangehensweise an Texte, es sind ja auch oft Ensembles. Bis die Leute dann merken, daß sie einzeln eigentlich mehr Geld verdienen können. Ich hatte auch mal ein Ensemble, da war viel Musik dabei, eine Dreierprojekt mit meinen besten Freunden. Ich habe immer gesagt: „Wir machen das so lange, bis die Freundschaft gefährdet ist.“ Bei der letzten, der fünften Tournee wurde sie es, und da hab ich gesagt: „Jetzt lassen wir's bleiben. Mir ist die Freundschaft wichtiger als dieser Bühnentanz.“ Da hab ich's sein lassen. Und diese Freundschaften gibt es heute noch— Gott sei Dank.

*Cincinnati, den 14. Oktober 2000.*